

phisch, theologisch, soziologisch, psychologisch, aber auch pädagogisch und alltagspraktisch auseinandersetzen müssen.

Gleichzeitig überfordert Auschwitz das Verstehen und das Wissen. Es kann nicht in Gänze begriffen werden und stellt somit das Wissen um die Sterblichkeit in Frage. »Nach Auschwitz« wird so zum Motiv praktischer Disziplinen, wie der Pädagogik mit der »Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei« (Adorno 1971, 88). So beschreibt der Philosoph Giorgio Agamben auch das Wissen um Auschwitz als zentralen Prüfstein der Ethik. Alle Moralphilosophie müsse sich nach 1945 auf das »Symbol Auschwitz« beziehen, auf die Möglichkeit des industriellen Tötens. Als dieses steht Auschwitz für eine große Sinnkrise und die tiefe Verunsicherung, die sich in postmodernen, kaum noch an etwas metaphysisch Höheres gebundenen Gesellschaftsformen, zeigt. Grüny schreibt hierzu:

»Auschwitz wirft seinen Schatten auf beinahe jede politische und gesellschaftliche Diskussion, sei es die Sterbehilfe, die europäische Einigung oder der Krieg gegen Jugoslawien. [...] Die empirische Frage, »wie einer stirbt«, lässt sich nicht durch den schlichten Rekurs auf Auschwitz beantworten, aber sie wird durch diesen untilgbaren Hintergrund immer wieder beunruhigt.« (Grüny 2007, 209)

Für Agamben ist insbesondere die Figur des »Muselmannes« zentraler Bezugspunkt jeder Ethik. Gemeint sind diejenigen, die innerhalb der Vernichtungslager zwar noch am Leben, aber aufgrund von Krankheit, Siechtum, Haltung und nicht mehr vorhandener Sorge um das eigene Leben bereits als tote Figur betrachtet wurden, deren »Menschsein völlig zerstört wurde« (Agamben 2003, 117). Mit dem »Muselmann« zeigt sich der soziale Tod von seiner dunkelsten, gefährlichsten und deprimierendsten Seite. Er beschreibt Menschen der Konzentrations- und Vernichtungslager, die in Agonie ihr Schicksal hinnahmen:

»Begrifflich ist es auch bei jener verhältnismäßig großen Schicht, die schon längst den echten Lebenswillen verloren hatte. Sie hießen in den Lagern »Muselmänner«, also Leute von bedingungslosem Fatalismus. Ihre Untergangsbereitschaft war aber nicht etwa ein Willensakt, sondern Willensgebrochenheit. Sie ließen mit sich geschehen, was eben geschah, weil alle Kräfte in ihnen gelähmt oder bereits vernichtet waren. Widerstand von ihnen erwarten, hätte geheißen, ihren seelischen Zustand verkennen; sie konnten einfach nicht mehr.« (Kogon 1974, 400)

Auschwitz, so hält Grüny fest, ist der »Tiefpunkt, der alles Davorliegende rückwirkend zu seiner Vorgeschichte macht und für alles Nachfolgende den Ausgangs- und Referenzpunkt bildet.« (Grüny 2007, 195). Er greift hier auf den Historiker Burkhard Liebsch zurück, der Auschwitz als Experiment interpretiert, dass ein »schuldloser, indifferenter Mord möglich ist« (zit. n. ebd.). Gemeint sind eine derartige institutionelle Verschleierung und bürokratische Teilung der Aufgaben, mithin der gesamtgesellschaftlichen Erzeugung eines Klimas, die das Ausmachen eines:einer Schuldigen verunmöglichen sollte.

Auschwitz steht für die Grenzen menschlichen Verstehens und die dennoch zutiefst menschlichen Versuche, für Geschehenes eine Sprache und Ausdrücke zu finden, wie beispielsweise Paul Celan mit der »Todesfuge«. Oder, in der Sprache der Musik, der Komponist Dmitrij Schostakowitsch mit seiner 13. Sinfonie, die Gedichte zum Massaker in Babij Jar vertonte. Oder in wissenschaftlichen Zugängen,

klar soziologisch-präzise, oder erzählend psychoanalytisch wie im nächsten Abschnitt.

Sterben und Tod nach Auschwitz – Schlaglichter

Bereits im Dezember 1945 erschien »Der SS-Staat« von Eugen Kogon. Kogon, selbst Soziologe und über sechs Jahre im KZ Buchenwald interniert, fing sofort nach dem Krieg an, Einzelprotokolle und Augenzeugenberichte aus dieser »Welt für sich« (Kogon 1974, 6) zusammenzutragen – in der Absicht und auch in der Hoffnung: »Nichts als die Wahrheit kann uns freimachen.« (ebd.) Nichts sollte ausgespart werden, minuziös alles Wissen zusammengestellt und öffentlich gemacht werden. Aufklärung durch wissenschaftliche Exaktheit. Hat sich die Hoffnung verwirklicht? Im Vorwort zur 21. Auflage des Buches, im Jahr 1974, schreibt Kogon:

»Mehrere Jahre war »Der SS-Staat« nicht auf dem deutschen Büchermarkt. Ich bin gefragt worden, ob ich zu der Meinung gekommen sei, man halte in der Bundesrepublik das Thema nun für »archiviert« [...]. Man kann wohl davon ausgehen, daß viele der Meinung sind, es sei richtig, nach wie vor Kenntnis vom System des Terrors im seinerzeit geplanten SS-Staat zu geben – dreißig und mehr Jahre nun davon entfernt, weit genug, um aus der nazistischen Herrschaftsinhumanität leichter die Schlußfolgerungen ziehen zu können, als es den Älteren gleich nach dem Ende des Krieges und des Regimes möglich gewesen war.« (ebd., 5)

Man müsste nun in eine Rezeptionsgeschichte einsteigen. Wird es noch gelesen? Lösen die beschriebenen Gräueltaten, die dargestellte Lagerrealität, die ständige Präsenz des Todes, heute noch etwas aus? Kann man sich überhaupt vorstellen, wie es ist, sechs Jahre in Buchenwald zu sein? Sechs Jahre.

Es steht zu befürchten, nein. Zumindest, wenn man gegenwärtigen Rezeptionen Aufmerksamkeit schenkt. Im Wissen darum, dass das Folgende nicht exemplarisch ist, keine Darstellung des gegenwärtigen Umgangs mit der Diktatur und den Vernichtungslagern im allgemeinen und Kogons Buch im Besonderen, lohnt es sich dennoch, aus einem Blog zu zitieren. Und zwar gerade, weil es sich hier scheinbar nicht um eine Holocaustleugnerin handelt, um niemanden, die systematisch versucht, sich von der Last des Nationalsozialismus zu befreien, keine, die sagt, »genug ist genug«. Sondern um eine 29-jährige Bloggerin, die neben Büchern wie »Mord an Halloween, Band 3«, »Wenzel und die wilden Räuber« oder »Die Troll-Chroniken« im April 2021 auch »Der SS-Staat« rezensiert. In ihrer Rezension¹ finden sich insgesamt drei Absätze (von denen einer den engen Satz und die kleine Schrift des Buches bemängeln) und ein Satz als Fazit. Der »Schreibstil« sei »so fesselnd und spannend«, dass sie das Buch »nicht mehr aus der Hand legen« wollte. Das Fazit lautet: »Ein unglaublich spannendes Buch, welches einen einmaligen Einblick in die schreckliche Zeit ermöglicht. Ich bewerte das Buch mit fünf Sternen.«.

Auch unter einer Berücksichtigung der für einen Blog üblichen Sprache (»Eure Melanie«) und dem Übersehen, dass die bibliografischen Angaben falsch sind (die

1 Nachzulesen auf: <https://fabelhaftebuecherwelt.wordpress.com/2021/04/19/rezension-der-ss-staat-das-system-der-deutschen-konzentrationslager-von-eugen-kogon/>

Ersterscheinung ist nicht der 1. Dezember 1988), fragt man sich: Kann man den Holocaust und dessen schmerzhaft, mühsame Beschreibungen genauso besprechen, wie man die »Troll-Chroniken« bespricht? Ist »spannend« ein passendes Adjektiv, um die Beschreibung eines (ja sehr erfolgreichen) Versuches der systematischen Vernichtung von Menschen zu bewerten? Und überhaupt: Lädt eine Bewertung entlang von einem bis fünf Sternchen (immerhin gibt es für den »SS-Staat« satte fünf von fünf) nicht ein, das Buch in einen nur schwer begründbaren Vergleich mit anderen »Werken« zu stellen? Kann man die Situation in den Lagern verstehen, indem man sie einfach wie eine fiktive, literarische Welt, z. B. wie die in »Herr der Ringe« oder »Harry Potter«, interpretiert? Oder trägt man mit all dem, obwohl man doch eigentlich nur ein Buch besprechen möchte, ganz harmlos, schon zur Relativierung bei?

Unmittelbar nach der Befreiung des KZ Buchenwald im April 1945 durch die US-amerikanische Armee setzte die Re-Education ein, eine pädagogische Bestrebung zur Entnazifizierung der deutschen Gesellschaft. Hier trat die Konfrontation mit dem Tod als pädagogisches Moment auf. Eindrucksvoll und beklemmend festgehalten ist dies im Dokumentarfilm »Die Todesmühlen«, in dem in 22 Minuten (einsehbar auf Wikipedia oder YouTube) Aufnahmen der Lager unmittelbar nach der Befreiung zusammengeschnitten sind. Die Aufnahmen sind schrecklich, Leichenberge, befreite Kinder, die ihren Namen vergessen hatten. Auch nach der Befreiung starben noch etwa 30.000 Menschen, an Krankheiten, Seuchen, auch an Überernährung durch die Alliierten, Nahrung, die über Jahre erniedrigte und mangelernährte Menschen nicht mehr vertrugen.

Der Film zeigt auch bereits eine Erziehungsmaßnahme der Alliierten, die es im ganzen Land des Frühjahrs und Sommers 1945 gab: Die Konfrontation der deutschen Bevölkerung mit den Verbrechen. Der Tod, Tote, das Sterben, alles ist präsent, offen, in der Zeit des Kriegsendes. In Flossenbürg in der Oberpfalz werden die Dorfbewohner:innen konfrontiert mit den Opfern eines Todesmarschs, der, kurz bevor die Soldaten der US-Armee den Ort einnahmen, noch von der SS initiiert wurde. Die Leichen der Erschossenen, die immer noch in einem Wald nahe dem Ort in einer Grube lagen, mussten von den Dorfbewohner:innen geborgen und begraben werden. In Buchenwald wurden etwa 1.000 Bewohner:innen des nahen Weimar von der US-Armee mit den Zuständen im befreiten Lager konfrontiert (► Abb. 1). Leichen liegen übereinandergestapelt. Männer, Frauen und Kinder wurden, einem Sommerspaziergang gleich, in Richtung Lager geführt und dort mit den Gräueln konfrontiert. Überall im Land wurde die deutsche Bevölkerung den Verbrechen, den Toten gegenübergestellt.

Der Film »Die Todesmühlen« ist ein Zusammenschnitt von Bildern aus den Vernichtungslagern und der ersten Konfrontation der Weimarer Bevölkerung mit den Zuständen in Buchenwald. Doch wer schaute sich den Film an? Für wen war er?

Als in der zweiten Jahreshälfte des Jahres 1945 die Kinos wieder öffneten, lief der Film im Anschluss an das Hauptprogramm. Er war gedacht als pädagogische Maßnahme, als Konfrontation der Menschen mit dem, was in ihrer Nachbarschaft passiert war. Das Ziel war die Verbindung der allgemeinen Gräueln mit einem Verständnis für individuelle Verantwortung. Aber: Wer schaute sich also den Film an? Es waren, schreibt der Historiker Brewster Chamberlin (vgl. 1981, 422), weniger An-

gehörige der Mittelschicht als vielmehr Intellektuelle, ehemalige Soldaten, Displaced Persons, Kommunist:innen und Sozialdemokrat:innen.



Abb. 1: Die Weimarer Bevölkerung beim Besuch des KZ Buchenwald kurz nach der Befreiung (Walter Chichersky, National Archives, Washington)²

Für den Umgang mit den Verbrechen zur Zeit des Nationalsozialismus ist ein Ausdruck exemplarisch für den Zustand der deutschen Nachkriegsgesellschaft geworden: Die Unfähigkeit zu trauern. Die Psychoanalytiker:innen Alexander und Margarete Mitscherlich veröffentlichten in den späten 1960er Jahren einen Essayband mit eben diesem Titel. Was sie ausmachten, war »[...] eine Reaktionsträgheit, die sich in unserem gesamten politischen und sozialen Organismus bemerkbar macht.« (Mitscherlich/Mitscherlich 1967, o. S.)

Gegenstand ihrer Untersuchung war der größtmögliche Bruch, den eine Gesellschaft erleben kann, und der individuelle Umgang damit. Es ging darum, die Rückkehr in den Alltag nach 1945 zu verstehen – wie konnte der gelingen? Wie erklärte man sich das Geschehene?

»Wir verlangen also nach näherer Aufklärung über den Sprung, den so viele vom Gestern ins Heute taten. Es war eine blitzartige Wandlung, die man nicht jedermann so mühelos zugetraut hätte.« (ebd.)

Aus psychoanalytischer Perspektive (auf die wir mit Freud in den nächsten Abschnitten noch zu sprechen kommen werden) wird der Zusammenbruch des Regimes insbesondere für diejenigen, die ihm anhängen oder zumindest indifferent gegenüberstanden, zu einer persönlichen Niederlage, allerdings weitgehend ohne individuelles Verantwortungsgefühl. »Die Unfähigkeit zu trauern« beschreibt die Abwehrmechanismen der deutschen Nachkriegsgesellschaft, einen Nicht-Willen, sich mit dem Geschehenen auseinanderzusetzen. Ähnlich den Kinobesucher:innen von »Die Todesmühlen«, die die Bilder schrecklich fanden, gleichzeitig aber keine persönliche Verantwortung zu erkennen vermochten. Trauer stehe, ganz psychoanalytisch interpretiert, den beobachtbaren Abwehrmechanismen diametral gegenüber. Letztere zielten darauf ab, Realitätseinsicht und Schmerz zu vermeiden.

2 <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:BesichtigungKLB.jpg>

Beides seien allerdings grundlegende Aufgaben und Folgen der Trauer. Dargestellt wird eine Gesellschaft, die, Mitte der 1960er Jahre, auf dem Weg zum Vergessen ist, ohne jemals getrauert zu haben.

Eingebunden ist diese Analyse in die Zeitgeschichte der 1960er Jahre. Wirtschaftsaufschwung und Restauration sind die charakteristischen Triebfedern der Gesellschaft:

»Im Zusammenhang mit dieser wirtschaftlichen Restauration wächst ein charakteristisches neues Selbstgefühl. Auch die Millionenverluste des vergangenen Krieges, auch die Millionen getöteter Juden können nicht daran hindern, daß man es satt hat, sich an diese Vergangenheit erinnern zu lassen. Vorerst fehlt das Sensorium dafür, daß man sich darum zu bemühen hätte – vom Kindergarten bis zur Hochschule –, die Katastrophen der Vergangenheit in unseren Erfahrungsschatz einzubeziehen, und zwar nicht nur als Warnung, sondern als die spezifisch an unsere nationale Gesellschaft ergehende Herausforderung, mit ihren darin offenbar gewordenen brutal-aggressiven Tendenzen fertig zu werden.« (ebd.)

Die Studie »Unfähigkeit zu trauern« machte also in einem gesellschaftlichen Klima der Verdrängung einerseits und der durch die 68er-Bewegung geforderten Thematisierung der Rolle der Eltern zur Zeit des Nationalsozialismus andererseits ein psychoanalytisches Deutungsangebot. Das Gesellschaftsbild dieser Zeit lässt sich auch mit der wunderbaren Dokumentation »Kulenkampffs Schuhe« (2018) verstehen. In dieser geht es um die Showmaster Hans-Joachim Kulenkampff, Hans Rosenthal und Peter Alexander, die allesamt Kinder zur Zeit des Nationalsozialismus gewesen waren (Rosenthal als Jude versteckt in einem Berliner Kleingarten, Kulenkampff und Alexander als Gegenstände von Hitlers Vereinnahmung der Jugend durch Jungvolk und Hitlerjugend) und im Nachkriegsdeutschland zu Größen des Fernsehens – dem einigende Kraft attestiert wird – aufstiegen.

»Auf eine Behandlung sozialer Probleme im Stil der ›Endlösung‹ kann kein müheloser Übergang in den zivilisierten ›Alltag‹ folgen, ohne daß eine Bewußtseinsspaltung eintritt.« (Mitscherlich/Mitscherlich 1967, 24), schreiben Mitscherlich und Mitscherlich. Interessanterweise spielt diese komplizierteste aller Auseinandersetzungen um Trauer – die Thematisierung von Verantwortung in kollektiven Geschehnissen und Verhältnis zu diesen – in der gegenwärtigen Fachliteratur bestenfalls eine untergeordnete Rolle. Möglicherweise liegt das daran, dass die gegenwärtige Psychologie sich hauptsächlich verhaltenstherapeutisch versteht (auch darauf werden wir noch zurückkommen) und die psychoanalytische Tradition zunehmend in den Hintergrund tritt.

Stimmt also, was eingangs befürchtet wurde: Psychologie, Soziale Arbeit, Pädagogik und so weiter haben das Thema Auschwitz längst abgehakt? In den Standardwerken zur Trauer, die insgesamt hauptsächlich verhaltenstherapeutisch-psychiatrisch dominiert sind, finden sich keine expliziten Abschnitte zur Nachkriegszeit, Re-Education, kollektiver Verantwortung, Auseinandersetzung mit den Erfahrungen und Aufgaben, die das Wissen um Auschwitz stellt. Es taucht höchstens dort auf, wo auf biografische Aspekte der Trauertherapie hingewiesen wird. In den meisten Familiengeschichten finden sich Unausgesprochenes, Verdrängtes, Ignoriertes. Aber als Gesamtthema einer Auseinandersetzung um Trauer ist es merkwürdig still um die Zeit, die erst vor 75 Jahren zu Ende ging. Umso eindrücklicher erscheinen Dokumentationen mit Zeitzeug:innen wie das am 6. Mai 2021 ausge-